

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

117 (21.5.1932) Die Mußestunde

...ist nicht ist. Ein wirklich volles Aroma ist mit Hilfe dieser Teeblätter niemals zu erzielen, ihrer großen Beliebtheit erfreuen sie sich vornehmlich nur, weil sie bequem sind. — Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Aufbewahrung. Tee ist hochempfindlich und muß daher absolut luftdicht verschlossen werden. Bleibt er verkehrtlich einmal mehrere Stunden den Einflüssen der Küchenatmosphäre ausgesetzt, so ist sein wertvolles Aroma dahin. Bei der Aufbewahrung sind große Temperaturunterschiede zu vermeiden. Dieser als mit Pergamentpapier ausgelegte Blechdose eignen sich als Vorratsgefäße Glas- und Porzellan Dosen.

Wie beeinflusst das Wetter den Blutdruck? Die Hallenser Universitätsklinik verglich 46 Monate lang den Blutdruck zahlreicher Patienten mit den Angaben der Wetterwarte. Daß Barometerstand, Temperatur und Feuchtigkeit der Luft sowie Windverhältnisse den Blutdruck nach bestimmter Regel ändern, war nicht nachzuweisen. Beim Steigen des Barometers und Kälterwerden der Luft stieg zwar der Blutdruck bei zwei Dritteln der Kranken, die auch bei umgekehrter Wetterlage sinkenden Blutdruck zeigten. Aber das restliche Drittel verhielt sich in allem gerade umgekehrt. Zur Aufstellung einer Gesetzmäßigkeit müßte die Uebereinstimmung größer sein. Diese Voraussetzung wurde erfüllt, wenn man die Versuchspersonen bei der Annäherung oder dem Abzug warmer oder kalter Luftmassen, also bei dem beobachteten, was die Wetterforscher „Frontenpassage“ nennen. Kündigte der Wetterbericht Polarluft oder kontinentale Ostluft an, so stieg bei den Hallensern fast ausnahmslos der Blutdruck; er sank, wenn an- oder abziehende atlantische oder aus dem fernen Süden kommende Luftmassen gemeldet wurden. Diese Beobachtungen werden vielleicht dazu anregen, die ärztliche Verordnung bei bestimmten Leiden nach der Wettervorhersage zu richten. Bei fallendem Barometer nimmt das elektrische Leitvermögen der Luft zu, bei steigendem ab. Diese und andere mit der Frontenpassage verbundenen elektrischen Vorgänge dürften die genannten Blutdruckänderungen verursachen.

## Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften kommen von unserer Verlagsbuchhandlung. Katalog 28. bezogen werden.

**Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung** von Eduard Heimann, Alfred Protze Verlag, Weidmann. Es sind zweifellos viele lehrreiche Bemerkungen, welche der bekannte Sozialwissenschaftler in obiger Broschüre (Preis RM. 1,20) zur sozialistischen Aktion macht. Trotzdem dürfte sie bis in die Kreise strengster marxistischer Orthodoxie auf starke Beachtung stoßen und sollten im Interesse der Arbeit unserer Partei Beachtung finden. In wissenschaftlicher streng exakter Weise untersuchen Heimann die Frage Gemeinigentum und dezentralisierte Wirtschaftsführung, die Frage der Wirtschaftspolizei und des Individualigentums sowie andere damit zusammenhängende Probleme, um schließlich eine Unterordnung der Freiheit und Ordnung in der sozialistischen Wirtschaft vorzunehmen, wobei sein Ziel darin geht, das Recht des Individuums im Rahmen einer auf Gemeinwohlziel einzustellenden der kapitalistischen Wirtschaft in die sozialistische aus, indem für ihn der Fundamentalsatz gilt: „Der Mensch muß den Markt, statt ihn in eine sozialistische Ordnung einzubauen und für sie nutzbar zu machen, so verliert man nicht nur die Kontrollmöglichkeit man muß dann die ganze Volkswirtschaft als eine ungedeckte Maschine betreiben, in der jeder einzelne Betrieb ein millionenfaches Räuber ist. Der entscheidende Unterschied zwischen der kapitalistischen und der sozialistischen Ordnung liegt in der Verwendung der Erzeugnisse. Kapitalistisch wird die Erzeugung, wenn sie zum Bau von Produktionsmitteln im Privateigentum der Sparenden benutzt wird; sozialistisch wird sie, wenn sie die gemeinschaftlich verteilte Produktionskraft der Gemeinschaft vertritt. Die Spitzengehälter der kapitalistischen Einkommensdifferenzierung können unter solchen Bedingungen nicht im geringsten aufrecht erhalten werden, und die Einkommensgrößen müssen sich in einer sozialistisch betriebenen Wirtschaft unwillkürlich einander annähern. Wesentlich der Kritik stellt Heimann fest: „Grundsätzlich führt die Nationalisierung unter kapitalistischen Bedingungen zur Arbeitslosigkeit, heute kommt jedoch noch dazu, daß den Gehältern der Kapitalisten und der richtigen Kapitalverwendung in aller Welt das wahrhaft explosive Ausmaß eines technischen Fortschritts gegenübersteht, der alle Wirtschaftszweige gleichmäßig revolutioniert und wie eine Elementarflutwelle über die Länder und Kontinente dahindraust. Aus dem Arisgrund in der kapitalistischen Nationalisierung ergibt sich sonach der Ruf nach der Rettung durch Planmäßigkeit. Er muß den Produktionsausbau in der Richtung des Arbeiter in dem Maße wie sie durch neue Maschinen aus der Herstellung von Konsumgütern verdrängt werden, zu bestimmtem Ausmaß des Produktionsmarktes eingestellt werden. Es sind tiefe Gedanken, die Eduard Heimann in seiner knappen Broschüre als Beitrag zur Kritik unserer Zeit liefert und seine wissenschaftlich fundamentaleren Abhandlungen verbieten weitesten Kreisen als Leitfaden und Führer zur Weiterbildung bekannt zu werden.“

Der Binnen-Verlag, Basel unterbreitet beiden zwei wichtige Werte des bayerischen Urwaldes bekannt und beliebten Schriftstellers Oskar Maria Graf. Sowohl „Das bayerische Defamieren“, das obiger Verlag in neuer, erweiterter Vollausgabe herausbringt, wie das „Kaisertum des Braunschriftstellers Oskar Maria Graf“ mit Originalen, Antiquitäten, Meinungen, stellen gerade in unserer heutigen miserebrüchigen Zeit eine solche erfreuliche Ausnahmeveröffentlichung dar, daß man sie direkt als Seelen- und Herbenmedizin bestens empfehlen kann. ... in den ästhetischen Dingen, schmuckelnden Buchmännern und ähnlichen

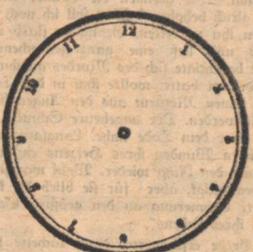
...müssen sprache und gestaltungskraft auf die wörter geben, aber an solchen wörterbuch richtet sich der sprache, dem leben mit wachen sinnen gegenüberlebende dichter auch nicht. Aber an seine, die einmal von diesen leuten wollen, die eine ungeschminkte, wenn auch „jährlinge“ Rede vertragen können und die empfindlichen sinnes sind für einen ernsthaften, erquickenden Optimismus, allen Jammer und allen Not zum Trotz. Die Schicksale der bayerischen Dorfjungen wie der Schneiderhändler, der Vorberdru Hannl, der Bamberdorferin und der dazu gehörigen Kavaliers werden lebend ein schmerzliches abgewinnen, während die philosophischen ergüsse des „Totgebuch“ in ihrer naturhaften, berechnenden bogt wohlthuend über manchen „Drecks“ des Alltags (um mit Graf zu reden) hinwegsetzen können. Also gut davor, allwege!

## Rätsellecke

Scherz-Rätsel



Zifferblatt-Rätsel



- 1-7 = Gebäude,
- 9-12 = ein Raum darin,
- 2-6 = männlicher Rufname,
- 4-8 = Futurovot,
- 11-2 = Wasserpflanze,
- 10-12 = Fisch,
- 1-12 = ?

## Rätselaufösungen

Auflösung des Gitter-Rätsels: Waldweiser.  
Auflösung des Stern-Rätsels: Matkafer.  
Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe.

## Witz und Humor

**Kriegsberichterstatter-Erinnerungen.** „Wieder Tausende von Toten bei den Kämpfen in China. Das gibt seine Schlachtenberichte. Es erinnert einen direkt an unsere schönsten Zeiten.“  
(Der wahre Jacob.)

**Schwere Rechnung.** „Wie lange sind Sie schon verlobt, Ely?“  
„Gott ichs summieret oder in einzelnen Posten angeben?“  
(Der wahre Jacob.)

**Die Berichtigung.** Vor dem Chefredakteur stand ein kleiner, aber sonst normal gewachsener Mann, der sich nicht hatte abweisen lassen, da es sich, wie er sagte, um Tod oder Leben handelte. „In Ihrer geschätzten Zeitung“, sagte er etwas aufgeregt, „steht heute morgen, daß ein gewisser Franz Erich Rinkel auf der Straße umfiel und in den Armen zu Hilfe eilender Passanten infolge eines Herzschlags verstarb.“ „Geh, traue dich“, nickt der Chefredakteur. „Aber da die Nachricht in unserem Blatt gestanden hat, ist sie zweifellos richtig.“ Der Besucher schüttelt den Kopf. „Ich bin der gewisse Franz Erich Rinkel persönlich. Ich stehe sozusagen lebendig vor Ihnen. Infolgedessen verlange ich einen Widerruf.“ „Das ist unmöglich, Herr Rinkel. Wir widerrufen grundsätzlich keine Zeile, die in unserem Blatt gestanden hat.“ „Aber... aber!“ „Aber damit Sie unsern guten Willen sehen, lieber Herr Rinkel“, sagt der lebenswürdige Chefredakteur, „und um die Sache aus der Welt zu schaffen, werden wir Sie morgen in die Liste der Geburtsanzeigen aufnehmen.“

**Größenwahn.** Der eminent prominente Schauspieler K. hörte davon, daß die Direktoren in Zukunft seinesgleichen gegen Prozentbeteiligung spielen lassen wollen. „Gegen Prozent“, deklamierte er, „mögen die anderen spielen, aber ein Unterschied muß doch sein, ich spiele nur gegen Promille.“

Schriftsteller C. Grünbaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28



# Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

## Die Kirschen blühen

Von E. P. Hiesgen

Die Melodien der Amseln haben ein einziges, weißes Blütenmeer in die Landschaft gezaubert, und wer zur rechten Zeit den rechten Weg wählt, dem wird der erste, nächste Sonntag das Wunder sich öffnender Birn- und Apfel-, Kirschen- und Pfleumensäume offenbaren. Ein Wunder, das kein Paradies zu steigern vermag.

Dann liegen die Täler und Hügel, Dämme und Deiche, Hecken und Orben unter dem Weiß der Blüten wie unter Lasten von Schnee begraben.

Die Höhen und Schluchten entlang zieht kein und Knospen lösend der Frühling in weißer Schärze und grünen Pantoffeln. Mit Abermillionen von Knospen warten Weiß- und Rotdorn, Schielein und Jasmin, um sich schweigend zu enthüllen.

Pfirsichblüten streuen ihre roten Blütenfülle Hochzeitsträume umsäumen Tränke, Quelle und Bach, und je weiter sich der Mensch aus dem Steinmeer der Städte hinaus auf das freie Land wagt, um so größer wird das Blütenfest.

Wo Obstgärten Hügel krönen und sich an den Hängen entlangziehen, stehen Blütenwege zu Blütenbergen, stundenweit.

Es ist, als wolle das Blühen kein Ende nehmen, und man möchte wandern immerzu und seine Lungen bis zur Erschöpfung vollsaugen, voll der Reinheit des unaufhörlich, immer zu und überall der Erde entströmenden Blütenatems.

Schwer beladen mit Goldstaub haften summende Bienen von Staubgefäß zu Staubgefäß, senken honiggaugende Köpfe tief in jedes Blütenherz, tiefer als mancher Mensch sein Hirn und seine Hand in das einfache Lagerwerk senkt. Dreifach ist der Biene Lagesmühen.

Blüten befruchten, und sich selbst befrachten!

In weißgrünen Gärten und Schleifen schäumt das Blütenmeer über alle Straßen und Wege. Birken leuchten mit seidenen Fahnen an silbernen Masten als Begleiter dem Sommer entgegen. Klieder fällt seine blaueschwarzen Dolden mit schwerem Duft, und Kastanien haben ihre Bernsteinketten um alle Zweige und Äste geschlungen, daß die Sonne kommen möge das gelbe Harz zu entzünden.

Wenn die würrige Säße blühender Gärten sich im Zwielicht der Gessire verdoppelt und der Frühling wie Kaufsch im unsere Glieder fährt, dann entspanne alle Dünkel, eises Menschenkind und atme den reinen Strom der mütterlichen Erde so tief in dich hinein, daß Trost und Hoff in dir ermaten.

Laß mit den Blütenblättern der Erde allen Eigendünkel leicht und unbefehert von dir abfallen und öffne deine Sinne wie fruchtbringende Blüten, die lebensfester steinerne Kerne mit köstlichen Säften und Kräften umschließen.

## „Das war der Zwerg Perkeo“

Von Albert Hausenstein, München

Als kaiserlicher Statthalter von Tirol waltete von 1708 bis 1717 Pfalzgraf Karl Philipp aus der Neuburger Linie seines Amtes. Als vierter Bruder Johann Wilhelms (1690—1716) hatte er diesen hohen Posten noch inne, als ihn der Tod des letzteren zur Thronfolge berief. Zunächst blieb er freilich noch einige Zeit in Innsbruck, das es ihm angetan haben mochte. Erst 1717 kehrte er von Tirol zurück, begab sich aber vorderhand nach Neuburg, wo er zu bleiben gedachte. Doch schon im folgenden Jahr änderte er seinen Entschluß und schlug seine Residenz im Heidelberger Schloß auf. Groß war denn auch die Freude der Rheinpfälzer, als Karl Philipp am 4. November 1718 in Heidelberg einzog, bestand doch begründete Aussicht, daß sich durch dieses Ereignis der alte Pfalzgrafensitz über dem Neckar zu neuem Glanz erhob.

Er hielt sehr große Stücke auf die Hofetikette und umgab sich als Kurfürst mit einem außerordentlich zahlreichen Gefolge. Sein Hofstaat bildete eine Armee. Wir finden unter dem Obersthofmeisterstab 58 Hofoffizianten verzeichnet. Der Oberstkämmerer hatte über 80 Kammerherren, 22 Kammerdiener und viele andere Faulenzen zu gebieten, und dem Obersthofmeisterstab sind an die 180 Personen, namentlich Lakaien, Heubuden usw., untergeordnet gewesen. Der Obersthofmarschall gebot über eine ebenso starke Truppe. Außerdem ward noch eine berittene Leibgarde, eine Obersthoffalknerei, eine Hofmusik und ein Hofbauamt unterhalten. Karl Philipps glänzender Hof konnte mit den angesehensten Höfen Europas wetteifern. Er selbst war ein Herrscher, wie die meisten seiner derzeitigen Standesgenossen: frivol und dabei unzulässig, genussüchtig und doch bigot, ohne ernstlichen Sinn für das Regieren und doch voll stolzer Einbildung auf seine angestammte Regentennürde. Im hohen Alter von 81 Jahren starb der Fürst am 31. Dezember 1742, nachdem er sein Land seit 1716, bzw. 1717 besaß.

Selbstverständlich hielt sich Karl Philipp, der Gütte oder Unfütte seiner Zeit gemäß auch einen Kammerzwerg. Bei der Wahl eines solchen, dessen er zu seiner Kurzweil bedurfte, fiel anlässlich einer Reise nach dem weinsüden, sonnigen Südtirol seine Entscheidung auf einen gewissen Elemente Perkeo, der unter der Bezeichnung „des Kurfürsten Klementel“ späterhin zu großem Ansehen auf Schloß Altheidelberg gelangen sollte. Den merkwürdigen Namen Perkeo gaben ihm wahrscheinlich die Hofschranzen Karl Philipps nach dem täglich hundertmal wiederholten italienischen Leibs- und Magenspruch des Zwergs: „perche“ (= warum?) oder „perche no“ (= warum nicht?)

Der stets zündende Witz, die drollige Sprache und Ausdrucksweise des wohlbeleibten Kleinen, der sich durch die Vertilgung von ungeheuren Mengen Traminers, Wollensteiners und des Hebensaffs von Kaltern in seiner tirolischen Heimat schon rühmlichst sehr vorgetan, gefielen dem damaligen kaiserlichen Statthalter so sehr, daß er ihn — es mochte ums Jahr 1710 gewesen sein — zum Hofnarren oder „Aufligen Rat“ annahm und mit ihm gen Heidelberg reiste, allwo dem auch Perkeo, wie war sehen werden, seine Tage hienieden in diesem „Kagenjammertal“ beschloßen hat.

Gar manche Schnalze wird von dem allzeit durstigen und zu allerlei Un- und Schabernack ausgelegten, selbstamen Katz überreiefert. Nur einer dieser Scherze sei hier nachgezählt, der, derz, wie er nun einmal ist, von dem Geschmack der damaligen Zeit zeugen mag.

Als man nämlich einmal von der wohlbesetzten kurfürstlichen Tafel aufgestanden war, rief der Geheime Rat und Minister den „Aufligen Rat“ zu sich heran. „Komm, Perkeo“, sagte er, „und kisse mich ins Gesicht, aber ohne dich zu strecken!“ Des Narren Antwort aber war kurz und bündig: „Komm, Herr Rat, und kisse mich wo anders hin, aber ohne Euch zu büden.“ Auch soll von Perkeo die Uhr erfunden sein, die neben seinem Standbild steht und deren Werk denen eine scherzhafte Ueberraschung bereitet, so sie aufziehen wollen.

Dieser Zwerg nun vergaß auch zu Heidelberg das Trinken nicht, und solange mañnte er den Kurfürsten, bis dieser in die Wiederherstellung des Riesensaffes einwilligte, wie wir noch hören werden, und den tüchtigen Klementel zum „Kammerherren des Königs aller Fässer“ ernannte! Perkeo aber machte seiner neuen Würde alle Ehre, indem er täglich, wie die Volkssage heute noch verkündet, seinen Magen mit 15 bis 18 Flaschen guten Weins befeuchtete, die er gerade genügend für sein tägliches „Deputat“, d. h. für seine Abfindung als Menteller, erachtete.

Da Karl Philipp, der seinem Hofnarren stets wohlgewogen gewesen zu sein scheint, den gewaltigen Durst und die noch riesenhafte Trinksfestigkeit des kleinen Männchens kannte, beschloß er gelegentlich der Guldigung (1716) auch das berühmte Große Raß im Heidelberger Schloßkeller wiederherstellen zu lassen. Das erste dieser Faßungstüme ließ, wie hier eingeflochten sei, der Kurfürst Johann Kasimir (1692) erbauen. Er errichtete auch für dieses zugleich den noch vorhandenen hochgewölbten Schloßkeller. Das

große entzano 1094 unter Kurfürst Karl Ludwig (1092—1099). Es war reichlich mit allerlei Schnitzwerk und Bienen verziert. Kaiser, in dessen „historischem Schauplatz“ es abgebildet ist, erzählt u. a.: „Ein ziemlich großer Bacchus sitzt oben darauf, einen großen Kelch in der Hand haltend, mit vielen Satyris und dergleichen Bildern von verjoffenen Leuten.“ Das dritte, das uns im Zusammenhang mit unserem wackeren Klement interessiert, hat Karl Philipp zum Erbauer. Endlich sei noch das auf unsere Zeit gefommene, von uns Studenten seiner Zeit bestaunte Faß erwähnt, welches 1751 unter Karl Theodor entstand. Doch dies nur nebenbei!

Perkto, der an unheimlichem, chronischem Durst litt, drang denn auch Tag und Nacht in seinen Herrn, den Kurfürsten, das Riesensaß mit neuen Bierarten versehen, wiedererleben zu lassen. Im Jahr 1727 ward unter Aufsicht des kurfürstlichen Hofkellners Anton Engler der Wiederaufbau begonnen, und schon im folgenden Jahr, am 1. Mai 1728, dem Namenstag des Kurfürsten, perlte darin neuer edler Pfälzerwein. Eine Denkmünze vereinigete dieses historische Ereignis.

Nun war unser Zwerg in seinem ureigensten Element. Perkto stieg zum Keller; er kam nicht mehr herfür. Und jock bei fünfzehn Jahren am rheinischen Malvasier...

Also singt unser unvergesslicher vaterländischer Dichter Josef Viktor von Scheffel in seinem „Perkto“, jenem fröhlichen Liedchen, das als erstes seiner lyrisch-humoristischen Meisterwerke unter Einwirkung seiner Begeisterung für Hafis und unter deutlichem Einfluß des berühmten „Genius loci“ Heidelbergs entstanden ist. Sein „Perkto“ ward aus einem Erlebnis, aus einem Reiseerlebnis geboren. Im September (1874) hatte er Altheidelberg wiedergesehen. Er schrieb darüber an Schwamiz etwas später aus Karlsruhe: „Im September benützte ich die Durchfahrt eines Münchener Hofrats von Schlichtegroll, in dessen Haus ich in München sehr freundlich aufgenommen war, und der nun mit seinen Töchtern eine Rheinreise machte, mich ihm als Mentor für Heidelberg und umliegende Dörfer anzubieten, und brachte ein paar Tage auf dem alten, klassischen Boden zu; des Tags über ging ich mit ihnen herum und abends fand ich auf der Frankentreppe, die sich in dessen recht strotz gemacht hatte, eine alte Garde von Leuten an. Mancherlei Ull hat auch nicht gefehlt.“ Natürlich hat er mit seinen Gästen im Heidelberger Schloß auch den Keller besucht, wo dem leeren Riesensaß gegenüber das hölzerne Standbild des witzigen Hofnarren des Pfalzgrafen Karl Philipp steht. So war er selbst der „Kellergruft“ Perkto's des Morgens „als frommer Pilger“ genast und in der folgenden Nacht erging es ihm gleichfalls der Schlüsseltropfe des Liedes gemäß.

In der Stätte seiner langjährigen Wirkamkeit, dem „stichdunkeln“ Schloßkeller Altheidelbergs, steht, wie gesagt, auch die Statue des Zwergs. Auf niederm Sockel erhebt sich die kurze, geduckte Gestalt in Wadenstrümpfen und „Schnallenschuhen, in Pluderhosen und reichverzietem Wams, während unter dem Barock die Locken der Perücke auf die Schultern herabfallen. Seine Linke legt Perkto auf die Brust, die Rechte aber stützt sich in die Hüfte. An langem Tragband hängt ihm von der rechten Schulter der gewaltige Kammerherrenschlüssel, das Symbol seiner hohen Würde, bis zu den Knien herab. Starr und unverwandt betrachtet der Kleine seit Jahrhunderten neugierig die Besucher seines Keller-gelasses. Zu seinen Haupten an der Wand hängt ein gewaltiger Zirkel und darunter ein Hobel. Links von ihm befindet sich die schon genannte Uhr, aus deren Rasten dem Neugierigen seit alters her der neckische Fuchschwanz ins Gesicht schlägt. Diese komische Figur des Hofnarren dürfte um 1720 entstanden sein.

Aber auch noch andere künstlerische Darstellungen des trinkstarken Perkto sind auf uns gekommen. So befand sich z. B. in der „Oramburgischen Altertümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses“ (Heidelberg 1838) eine Abbildung des Großen Kasses nach dessen Erneuerung unter Karl Philipp. Unter den im Keller sich ergebenden Leuten ist auch Perkto, des Kurfürsten berühmter Hofnarre, in seiner Staatskleidung einhergehend, zu finden. Der Stich stammt von P. Fehr aus dem Jahr 1737. Auch die Bildsäule Perkto's ist in zwei Stichen der genannten Sammlung der Nachwelt überliefert. Der eine hat J. C. Kolb, der andre einen unbekanntem Künstler zum Urheber. Unter Nr. 175 vermerkt „des Professors Dr. Thomas Alfred Keger Erklärendes Verzeichnis“ der erwähnten Denkmälersammlung Karls von Oramburg: „Eliemens Percheo, Karl Philipps Hofnarre, als Ritter Eliemens und Kammerherr des großen Kasses in dem Augenblicke, wo er im Jorne und stolzen Jubel die Zeichen seines früheren Handwerks, die ihm jemand aus Neckerei in den Weg gestellt, zusammenwirft und zertrümmert.“ Das betreffende Bild ist in ganzer Leibesgestalt gemalt von A. Cadeler im Jahre 1740.

Ueber die ferneren Lebensschicksale Perkto's sind wir leider nicht weiter unterrichtet. Wann er gestorben ist, ist gleichfalls unbekannt. Auffallend ist, daß Karl Friedrich Högel in seinem 1789 erschienenen Werk „Geschichte der Hofnarren“ den Namen Perkto's unerwähnt läßt. Es müßte denn bloß sein, daß der 1774 am kurfürstlichen Hof zu Mannheim vorkommende „Ungenannte“, von dem Högel

sagt, dieses Genie wäre ein geborener Lyriker, er rede das Deutsche mit einem so besonderen Akzent, daß jedermann dadurch zum Lachen gereizt würde“, mit unserem Perkto identisch ist. Er müßte demnach trotz seiner erheblichen Vorliebe für einen guten Tröpfchen, jeglicher ärztlicher Doktrin zum Trotz, ein sehr hohes Alter erreicht haben. Uebrigens hatte Perkto, dessen Name außer in dem bereits zitierten, vielgelungenen Schöffelied, um mit Christian Morgenstern unter Hinweis auf dessen Lyrik vom Einhorn zu sprechen, „nur noch als Wirtshaus fortlebt“ (siehe die Gaststätte zum „Perkto“ zu Heidelberg), im Alten Schloß auch einige Vorgänger, die zünftige Hofnarren gewesen sind. Konrad Podet erfreute durch seine Schwänke und Schurren den Kurfürsten Philipp den Aufrichtigen (1476—1508), und dessen Gemahlin, Margarete von Bayern, hielt sich als seltsame Liebhaberei gar eine leibhaftige Zwergin, die Jungfer Kathrine, die man nach dem Tod der Fürstin für den Rest ihres Lebens im Kloster Liebenau beständig ließ. Pritschen-Peter lebte unter Friedrich IV. (1592—1610), Bartholomäus Bolla um 1670 unter dem Kurfürsten Karl Ludwig (1682 bis 1688), Junker Peter unter dem Herzog Wolfsgaana Wilhelm zu Neuburg usw.

Perkto aber, der im heiteren Studentenliede unsterblich fortlebt, „aero perinnius“, dessen Vaterort und Geburtsjahr, Lebensumstände und Tod unbekannt sind, beherrscht auch heute noch seine feuchte „Kellergruft“ im Schloß Altheidelberg, wenn auch die Zeiten anders geworden sind und vom Geist der Romantik, der noch uns als Heidelberger Studenten unabwehrlich, nimmer viel zu verspüren ist. Dennoch ergreift den Besucher der weiten Kellerböden stille Bewunderung für den zwerghaften Perkto und dessen hochgerühmtes Zehertalent, dessen rotes Näschchen „feuchtföhlich und gescheut“ zwischen listig blinselnden Auglein herabblut auf den modernen Reisenden in Knickerbockern und Hofselschuhern, der seinen Gaumen (sit venia verbo) womöglich nach beendeter Schloßbesichtigung schließlich gar mit seiner blaffen Limonade legt. Und schier gar möchte man dem witzigen Hofnarren eine Träne weinen, der noch ein unbeschränkter Philosoph in diesem irdischen „Kassensammertal“, „beim Weinschluck sonder End“ aufging, die Wellen uns das Ratten und Fischen des Noters daran erinnert, daß der „geruchsame“ Trunk nach des seligen Perkto Art und Manier, wie manch anderes auch, endgültig der niemals wiederkehrenden Vergangenheit angehört.

## Der Schlangering

Von Marianne Kof

Nach den temperamentvollen Worten des jungen Dr. Möller herrschte ein Augenblick Stille. Dann wandte sich das alte Fräulein von Brede an ihn und in ihrem von vielen Fältchen durchzogenen Gesicht, das aber immer noch Spuren einstiger Schönheit zeigte, war ein leises Lächeln. Aber ein Lächeln voll Behmut, Trauer und Wissen. „Sie haben uns also eben klar gemacht, daß niemals ein Talisman irgendwelche Wirkung, sei sie guter oder schlechter Art, auf ein Menschenleben haben könne. Und alle die Geschichten, die man sich über diese Dinge erzähle, seien entweder unwahr oder beliesen sich höchstens auf etwas seltsame Zufälle. Darf ich Ihnen nun auch so eine kleine Geschichte erzählen, für deren Wahrheit ich mich aber verbürge?“ — „Ich bitte Sie darum!“ sagte Möller sofort in höflichstem Tone. So spöttisch er sonst von den „alten Jungfern“ sprach, dieses Fräulein von Brede zwang ihm einfach tiefe Achtung ab; er wußte selbst nicht warum. Die alte Dame räusperte sich leicht, dann begann sie: In meiner Jugend, ich war etwa 22 Jahre alt, verkehrte ich sehr freundschaftlich mit einem gleichaltrigen Mädchen, der einzigen Tochter einer sehr alten, adeligen Familie, von deren Vorfahren man sich die seltsamsten Sagen erzählte. Eine große Rolle in der Geschichte dieser Familie spielte ein Ring, ein antikes Schmuckstück, das eine Schlange darstellte, die auf dem breiten Kopfe zwei Rubine als Augen trug. Diesen Ring erbe ich wieder ihrer Familie zurückzugeben werden. Waren in einer Generation keine Töchter, so bekam ihn die Frau des zuerst heiratenden Sohnes. Jedenfalls durfte es nur eine Frau sein, die den Ring trug, unter keinen Umständen aber ein Mann, da er nach der alten Ueberlieferung durch Schlangengift den Tod erleiden müßte. Zu meiner Zeit trug den Ring meine Freundin, die schöne und lebensfrohe... nun, nennen wir sie Elisabeth. Sie trug ihn, weil sie wußte, er machte sich auf ihrer schmalen Hand, über das andere lachte sie. Sie hatte verschiedene Freier, die sie alle abweis, bis sie eines Tages die Bekanntschaft eines jungen, vornehmen Offiziers machte. D, er war nicht nur ein schöner Mann, er war auch so edel, klug, ritterlich, tapfer, es gibt bestimmt wenige Menschen, die einen Vergleich mit ihm ausgehalten hätten.“ Hier hielt die alte Dame inne und sah einen Augenblick gedankenverloren vor sich hin. Ihr Gesicht hatte sich gerötet und ein glückliches Leuchten lag darauf. Sie strich eine Strähne, die in die Stirn gefallen war, zurück und fuhr

dann weiter: „War es ein Wunder, daß Elisabeth diesen Mann sehen folglich liebte, liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens? Und daß sie ihr Glück kaum zu fassen vermochte, als sie sich von Moritz in gleichem Maße wiedergeliebt wußte und sie nach kurzer Zeit Verlobte waren. Man kann sich kaum ein glücklicheres Brautpaar vorstellen als diese beiden waren. Leider sollte ihr Brautgarn wider seinen Dienst antreten und die vorläufige Trennung war nahe. Die vorläufige Trennung, denn die Hochzeit sollte in einigen Monaten sein. Wenige Tage vor der Abreise ihres Verlobten, steckte ihm Elisabeth einmal im Eifer ihre Hand an den kleinen Finger. Moritz fragte sie lächelnd, ob sie sich denn seiner durch Schlangengift entledigen wolle, worauf sie, von einer plötzlichen Laune gepackt, ihn bat, den Ring der dummen Eage zum Trost zu behalten. Moritz zögerte eine Sekunde, aber das Gefühl vor seiner Verlobten als abergläubisch oder gar anständig dazu stehen, bestimmte ihn, das Geschenk anzunehmen. — Am Nachmittage dieses Tages machten die beiden einen Spaziergang in den nahen Wald. Sie waren in sehr angeregter Stimmung und wurden schließlich übermütig wie Kinder, spielten Versteck, haschten sich, machten allen möglichen Unfuss. Und plötzlich, als Elisabeth gerade vor Moritz davon rannte, da, ja da ertönte ein gräßlicher Schrei. Moritz stand totenblau still und stieß hervor: „Eine Schlange hat mich gebissen, ich erschrick nicht, Elisabeth, es ist nicht weiter schlimm. Wie brennen die Wunde ein bisschen aus und die Sache ist gleich behoben.“ Was soll ich noch erzählen, was man alles tat, um ihn zu retten. Genug er starb unter den beständigen Schmerzen und ließ eine ganz gebrochene, verwesene Frau zurück. Sie bezichtigte sich des Mordes an ihm, weil sie ihm ihren Ring aufgedrängt hatte, wollte ihm in den Tod folgen und nur weil man sie keinen Moment aus den Augen ließ, konnte ihr Vorhaben vereitelt werden. Der ungeheure Schmerz warf sie aufs Krankenlager, sie war dem Tode nahe. Langsam, langsam genas sie und als die tiefen Wunden ihres Herzens ein wenig vernarbt waren, trat sie auch den Ring wieder. Wohl war sie dann äußerlich vom Glück begünstigt, aber für sie blieb die kleine goldene Schlange eine stete Erinnerung an den größten Schmerz und an die größte Schuld ihres Lebens.“

Fräulein von Brede erschauerte, dann lächelte sie zu Möller hinüber. „Vielleicht sagen Sie auch jetzt, daß diese ganze Geschichte auf einem Zufall beruhe; hinzufügen muß ich noch, daß es in jener Gegend nie giftige Schlangen gegeben hatte, daß allen die Herkunft jener Schlange ein Rätsel war. Für mich nicht, für mich ist es die Erfüllung des Fluches, der an jenem Ringe haftet, des Fluches auf jene, die das Gebot eines jahrhundertalten Geschlechtes verachtet haben.“

Erschöpft vom langen Sprechen lehnte sich die alte Dame zurück. Müde fuhr sie mit der Hand über die Augen und das Licht der Lampe lag darauf und versing sich in zwei funkelnden Rubinen, den drohenden, geheimnisvollen Augen einer kleinen Schlange, die einen seltsamen goldenen Ring bildete.

## Unpopuläre Vorstellungen

Von Anton Kub

- ... daß Goethe eher von kleiner, untergeordnet als von imposanter Statur war.
- ... daß Hölderlin von seinem vierzigsten Lebensjahr an das Haus nicht verlassen durfte, weil ihn die Studenten auf der Straße immer als Narren verspotteten.
- ... daß Charlotte Corday nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern aus Treue zum Hause Bourbon den Marat ermordet hat.
- ... daß in der Liebe der Schwächere über den Stärkeren siegt.
- ... daß Friedrich der Große nur schlecht deutsch sprach.
- ... daß die alten Griechen mit den Händen redeten und Knoblauch aßen.
- ... daß Raubmörder populärer sind als Lyriker.
- ... daß auf der Alm eine Sünde ist.
- ... daß Heinrich Heine von Nietzsche für den bedeutendsten deutschen Dichter nach Goethe gehalten wurde.
- ... daß die schönsten Frauen in der Regel glasöfenigen Herren vor blonden Jünglingen den physischen Vorzug geben.
- ... daß Friedrich Schiller rothaarig war.
- ... daß der Dichter des „Lieds vom braven Mann“ mit zwei Schwefelern gleichzeitig im Konkubinat lebte und von jeder ein Kind hatte.
- ... daß Napoleon oft und ausgiebig von Josephine Beauharnais betrogen wurde.
- ... daß Karl der Fünfte, der Pilgrim von St. Just, sich selbst laut Aussage seiner Biographen, überfressen hat.
- ... daß Shakespeare im Globe-Theater die Kleopatra gespielt hat.
- ... daß Berlin eine slawische Siedlung war.
- ... daß der Prinz von Homburg sich vor dem Tode fürchtete.

- ... daß Napoleon der französische Revolution beigetreten ist und 1804 Kaiser von Frankreich wurde.
- ... daß die Quers durch die Kreuzzüge nach Europa kam.
- ... daß Wallenstein das Deutsche mit tschechischem Akzent sprach.
- ... daß Drestes mit Pylades ein Verhältnis hatte.
- ... und daß Tatsachen wichtiger sind als Bestimmungen.

## Der Blaustrumpf

Der Ursprung des bekannnten Spottnamens für gelehrte Frauen, die über schöngeistigen Neigungen ihre Hausfrauenspflichten vernachlässigen, ist verhältnismäßig noch wenig bekannt. Häufig wird die Herkunft des Wortes falsch angegeben und behauptet, die wissenschaftlich hochgebildeten Damen, die man zuerst so nannte, hätten selbst blaue Strümpfe getragen. Das war jedoch keineswegs der Fall. Ihren Ausgang nahm die Blaustrumpf-Bewegung von einer Anzahl gelehrter Frauen, die in London im Anfang des 18. Jahrhunderts unter Führung von Lady Montague, einem Mitgliede der hohen Aristokratie, und Miß Trimmer regelmäßig ihre Zusammenkünfte abhielten, zu denen häufig auch Männer geladen wurden. Da die Damen völlig in der Wissenschaft aufgingen, legten sie keinen Wert auf äußerlichkeiten und setzten sich gleichmäßig über das zu jener Zeit besonders strenge gesellschaftliche Zeremoniell hinweg. Sie erlaubten ihren männlichen Gästen, anstatt in dem sonst üblichen Gala-Kleide mit Kniefösen und Eidenstrümpfen in einfacher, bürgerlicher Kleidung, grobem Rock und derben Strümpfen aus blauer Wolle zu erscheinen, wie sie damals von Arbeitern getragen wurden. Den Ausdruck „Blaustrumpf“ (blue stocking) soll der niederländische Admiral Voscamen, der während seines Aufenthalts in England als Gast in einem Kreise gelehrter Frauen weilte, zuerst gebraucht haben, als der Pfarrer Benjamin Stillingfleet (gestorben 1721), ein geistvoller Redner, zu der Zusammenkunft in einem einfachen Straßenanzug mit groben blauen Kniefüßchen erschien. Der Name „Blaustrumpf“ verbreitete sich sehr schnell; er kam auch bald nach Deutschland und Frankreich und wurde das Symbol der zwanglosen gelehrten Vereinigungen, welche die emanzipierten Damen veranstalteten. Seine spöttische Bedeutung erhielt der Ausdruck jedoch erst im Laufe der Zeit.

Daneben hatte das Wort in Deutschland noch einen völlig anderen Sinn. Man bezeichnete damit einen Verräter, Verleumder, Spion und gemeinen Auspaffer. Schiller gebraucht den Ausdruck in den „Räubern“ (2. Akt 3. Szene), wo vom „höllischen Blaustumpf“, die Rede ist. Jakob Grimm hat für das Wort die folgende Erklärung: es soll damit entweder der Teufel gemeint sein, der plötzlich seinen schwarzen Vorkopf zeigt, oder ein Stadtdiener (Polizist) mit blauen Strümpfen, wie sie früher in einigen Orten zur Uniform gehörten, bzw. ein Bedienter, der zu seiner Voree Strümpfe in dieser Farbe tragen mußte. — Zur Charakterisierung eines heimtückischen, herumpionierenden Menschen wurde das Wort „Blaustrumpf“ noch bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein bei uns gebraucht. Heute kennt man nur noch die Bedeutung, die man ihm in England gegeben hat.

## Welt und Wissen

Die Bereitung des Tees. Die gleiche Sorte Tee kann, verschieden zubereitet, so unterschiedlich schmecken, daß man wohl behaupten kann, daß das Aroma des Tees mehr von der Zubereitung als von den Teeblättern selbst abhängt. Es ist eine ganze Menge zu beachten, um das Aroma des Tees möglichst rein und voll zu erhalten. Man sollte bei der Zubereitung keine Metallgefäße verwenden. Auch auf den Tisch bringe man den Tee nicht in einer ehemals modernen Metallkanne, sondern in einer Teekanne aus Porzellan. Günstig wird das Teearoma ferner beim Aufkochen, wenn ein bestimmter Löffel ausschließlich für das Kochen des Teewassers benutzt wird. — Erst wenn die Kanne angewärmt ist, darf das kochende Wasser hineingegossen werden. Statt die Kanne auszuwischen, genügt es auch, in ihr eine Tasse fast kochenden Wassers auszuwischen. Auf ein halbes Liter Wasser rechnet man zwei gestrichene Teelöffel Teeblätter. Schwarzer chinesischer Tee muß 5 Minuten ziehen, indischer sowie Ceylon- und Javateer braucht dagegen nur 3—4 Minuten, um ein volles Aroma zu liefern. Längeres Ziehen bewirkt, weil Gerbstoffbestandteile in Lösung gehen, daß der Tee bitter wird. Solcher bitterer Tee kann aber unter Umständen auch eine gesunde Tätigkeit entfalten, er wirkt nämlich verstopfend und ist daher vor allem bei chronischem Durchfall als unschädliches Mittel zu trinken. Tee-Eier bestehen meistens aus Metall und sind schon deshalb nicht zu empfehlen; wir möchten aber auch nicht zur Verwendung von Porzellan-Eiern raten, weil nämlich die Durchblutung der Teeblätter in diesen Teeciern nicht gleichmäßig sein kann. Aus den Blättern im Innern des Eies sind überhaupt noch keine Aromastoffe in Lösung zu